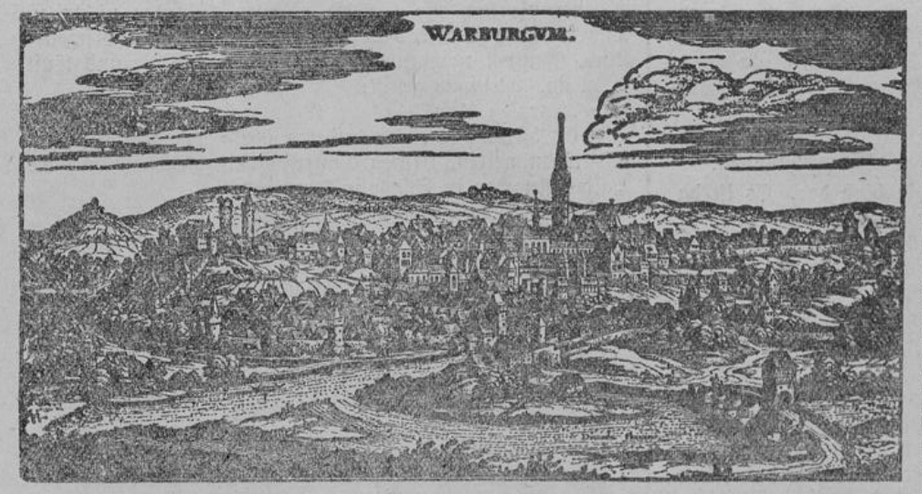
Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 48 | 19. Juni 1935 | 9. Jahrgang

können, die zerfallene Gebirge kennzeichnen, bevor sie sich schließlich in Schutthügel auflösen.

Wie aber waren die eigentlichen „Hochalpen" (wenn wir diesen Namen für die Glanzzeit unseres Gebirges gebrauchen wollen) beschaffen? Sie bildeten sicherlich einmal das großartigste Gebirge der Erde, da sie sich doch nur auf kleinem Raum emportürmten. Und das interessanteste dazu, denn in ihnen hat sich etwas ereignet, was in der ganzen Geschichte der Erde nur einmal dagewesen zu sein scheint. Die Hochalpen sind nämlich umgefallen, überkippt, wie die Erdforscher sagen, und liegen jetzt über- und durcheinander, oft das Unterste zu oben. Wir sehen noch nicht ganz klar, was sich ereignet hat, nur an der Ueberschiebung kann man erkennen, daß sich ganze Bergketten von Süden her nach Norden gewälzt haben. Warum das so war? Wir wissen es nicht. Wo das begann und wann es endigte? Wir haben noch keine Antwort darauf gefunden. Wir sehen nur, daß die Alpen auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen und eines der erdbebenreichsten Gebiete der Erde sind. Sie zerfallen und bilden sich zu gleicher Zeit.

Aber in sie eingebettet finden sich auch die Zeugen, daß diese Hochalpen nicht alt sind. Um die Zeit, als im übrigen deutschen Land die Schachtelhalmwälder der Saurierzeit rauschten, gab es kein Alpenhochgebirge. An seiner Stelle blaute ein Korallenmeer, und kleine Inseln mit mäßig hohen Hügeln bargen ein tropisch glückliches Leben. Unglaublich klingt das, und doch hat es sich tausendfach erwiesen durch die Versteinerungen im Alpenkalk. Das Dolomitengestein ist alter Meeresgrund, die Zugspitze, der ganze Zug der bayerischen Hochgebirge, der Dachstein, das alles birgt Korallen und Muscheln, Ammoniten und da und dort Saurierreste aus uralten Erdzeiten. Ungeheure Mengen von Kalk haben sich damals gebildet — ein Zeichen, wie lang die „alpenlose" Zeit der Meeresbedeckung gewährt haben mag. Was heute als zwei- und dreitausend Meter hoher Kalkgipfel in die bayerischen Täler der Loisach und Isar herabblickt, das ist von oben bis unten Kalk, abgelagert in jenem Meer der Vorzeit.

Und trotzdem — die Geschichte der Steine ist nicht zu Ende. Es gibt noch eine Vorzeit, vor dem Triasmeer, und noch ein Alpengebirge, ein drittes und größtes, das vor den heutigen und vor den Hoch-Alpen in unbegreiflicher Pracht dagestanden haben muß. Die Erdwissenschaft hat es die Steinkohlen-Alpen genannt, weil us den Funden, über ganz Europa verstreut, hervorgeht, daß es vor und zur Steinkohlenzeit auf unserem Erdteil ein Riesengebirge gegeben hat, das weit über die Alpen hinausgriff, bis zum Ruhrkohlengebiet und zur Eifel, das den Harz umfaßte und von ihm durch das heutige Norddeutschland bis nach Polen und Rußland reichte. Offenbar war damals ganz Mitteleuropa ein ungeheueres Gebirgsland, bestehend aus Graniten und sonstigen Urgesteinen, aus Schiefern und Gneisen, von phantastischen Wäldern bedeckt, die heute als Steinkohle wieder zum Licht emporsteigen, mit gigantischen Flüssen und Bergesgipfeln weit höher als die Alpen. Und, welch' unheimliche Vorstellung: Keine größeren Tiere waren da, nur fremdartige Pflanzen, keine Laubbäume, keine Blumen, keine Vögel. Es gab keine Wiesen, nicht einmal Fichtenwälder. Das alles war noch nicht entstanden. Nur die unheimlichen Steinkohlenpflanzen, gespenstische Tausendfüßler, Spinnen und riesige Libellen. Das hauste unten in einem ekken Sumpf, und oben waren tote Felsen und sicher auch schimmernde Gletscher.

Aber alles das ist zerfallen, verwittert, vertragen worden. Nur die Stumpfe der Riesenberge sind übriggeblieben, im rheinisch-westfälischen Steinkohlengebirge, im Schwarzwald und in den Vogesen. Und in den Alpen da und dort eine riesige Schuttanhäufung. Die Glarner Alpen in der Schweiz sind so ein Rest der Herrlichkeit der Steinkohlenalpen, der natürlich vielfach umgewandelt wurde.

Man begreift nun, wenn namhafte Naturfreunde sagen, die Alpen seien auch das interessanteste Stück Erde. Nichts vermag wohl die Großartigkeit des Naturgeschehens mehr zum Gefühl zu bringen als solch' ein Wissen um die Geschichte der Erde. Himmelstürmende Gebirge türmen sich, lösen sich auf, Körnchen um Körnchen, verschwinden, Meere rauschen Aeonen lang, dann steigt wieder ihr Grund zu neuen Alpen auf. Und wieder sinken sie zusammen. Und wenn auch die neuen Alpen wieder eingebettet sein werden — was dann? Bestürzt starrt man in solche Dunkelheit und Unfaßbarkeiten und erlebt etwas von der Seelenwandlung, in der Wissen zum religiösen Gefühl wird.

Kleines Hörbild

Von Arnold Krieger

Es ist Frühnachmittag. Ich schlendre ziellos durch die aschfarbene Stimmung einer Großstadtstraße. Der verworrene Lärm hat mich längst so weit abgetäubt, daß ich ihn nur noch wie von fern gewahre.

Plötzlich aber bleibe ich wie gebannt stehen. Aus dem wüsten Durcheinander der gemengten Menschen, dem schrillen Gezeter der Straßenbahn, dem Schall und Rauch der Autos schält sich mir in den Lärmlücken ein Klang heraus, der mich dringend berührt. Seltsame Worte treiben mir wie verwehte Flocken ins Ohr. Ich suche ihren Quell. Dort — der Kasten oben an der Tür des Radiogeschäftes! Ich trete näher. Ich stehe und lausche.

Ein junger Dichter spricht. Einsame, dünngliedrige, abseitige Verse. Seine Stimme zittert. Sicherlich steht er zum erstenmal vor dem Mikrophon. Vielleicht auch zum letztenmal. Es ist etwas Schamloses und zugleich unsäglich Keusches dabei, wie diese Worte in die Straße hinausquellen:

... Tu sie mir auf, die Muschel deines Schweigens.
Mein Herz pocht sich wund daran.

Es ist mir peinlich, derartiges hier im brutalen Straßenlärm vernehmen zu müssen, und doch kann ich mich nicht losreißen, so erregend neuartig ist der Kontrast.

Der junge Dichter spricht unbeirrt weiter. Seine Stimme ist durch die geborgte Elektrizität unnatürlich verdickt. Seine Worte werden immer wunderlicher. Jetzt beginnt er ein Gedicht, das den Titel hat: Ode an Elga. Dieser Hymnus, in die Straße gesprochen, wirkt phantastisch. Es mag schön sein, daß ein Mensch so tief und edelsinnig zu lieben vermag, aber was geht das den Fuhrmann an, der keine drei Schritte von mir Kartoffelschalen gegen Holz umtauscht?

Ein Radfahrer zankt mit einem Polizisten. Er hat keinen Rückstrahler am Rad. Und er brauche keinen. Er fahre grundsätzlich nicht im Dunkeln. Es sei lächerlich, am hellen Tage einen Rückstrahler zu verlangen. „Es muß sein. Wir können nur so die Kontrolle durchführen. Geh'n Sie endlich weiter —."

Ich lausche wieder dieser magischen Stimme. Wie sie zittert! Ist es das Bewußtsein, daß Elga irgendwo am Apparat sitzt? Trägt ihm die wellenschlagende Sphäre ihr Herzklopfen zu? Oder kommt die Erregung von dem Wahn, daß er zu Hunderttausenden spricht?

Ein Wahn? Sicherlich ist es ein Wahn. Wer hört um diese Stunde Rundfunk? Wer außer Elga interessiert sich für diese Verse? Ich blicke um mich. Vielleicht ist da noch ein anderer, gleich mir ... Doch alle Menschen hasten vorbei, vorüber.

Ein Motorrad mit unverlöteter Auspuffklappe knattert los. Dann lausche ich wieder. Ich beginne fast, ein persönliches Verhältnis zu diesem jungen Dichter zu gewinnen. Ich versuche, ihn aus der Ferne zu trösten, im voraus zu trösten. Denn er wird einmal merken, daß ihm nicht Hunderttausende zugehört haben, sondern niemand als Elga, daß also der ganze Umweg über den Senderaum ein weihevoller Selbstbetrug gewesen ist.

Niemand als Elga? Nun ja, auch ich höre zu. Es ist vielleicht unrecht von mir. Ich komme mir ein wenig als Schwarzhörer vor, als Eindringling.

Die Stimme des Dichters wird jetzt ganz flüsternd, ich muß mich in die Tür stellen, um sie trotz der Autos zu hören. „An meinen Hörer" heißt das nächste Gedicht. Es macht mich vollends betroffen. Denn betrifft nicht dieses Gedicht mich, mich alleine? Würde er sonst nicht sagen: An meine Hörer?

Eine Bitte habe ich an dich,
Unbekannter, der du dies vernimmst,
komm in ...

Abgeschaltet! — In dem Radiogeschäft gibt es einen Zank. Der Besitzer ist gekommen und schimpft über Stromverbrauch.

Ich gehe still von dannen. Ich bin nachdenklich, ja traurig. Ein Handwagen rempelt mich an. Ich fühle nur diese verlorengegangene Bitte. Worum hat er mich gebeten? Wohin soll ich kommen?

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(16. Fortsetzung)

„So leicht haben die Ebersteins nie ein Rennen aufgegeben. Das merk' dir mal. Die haben immer gesagt: Nun erst gerade!"

Ferdinand starrt zu ihm hinüber.

Seine Stimme hat einen rauhen, heiseren Klang.

Es ist eine große, kalte Ruhe in diesem Gesicht. Es hat sich irgendwie verändert in der letzten Zeit.

„Es hat sich so vieles wiederholt in unser beider Leben, Vater", sagt er leise mit einer schweren Betonung, „ich wünsche mir nicht, daß auch mich einmal ein Stück Erde daran klebt! Und ich möchte nicht, daß auch ich einmal meine Nächte vor der Weinflasche zubringe und doch nicht Tat und Haß darin ersäufen kann!"

Eberstein ist kaum merklich zusammengezuckt. Er schiebt den Kopf wie ein Geier vor und glotzt seinen Sohn an. Die Stimme will ihm zerflattern, als er hervorstößt:

„Du — was — weißt denn du? He?"

Ferdinand antwortet rauh:

„Da frag' deine wilden Nächte, wenn verlohte Leidenschaften in dir aufwachen, wenn du sinnlos nach einer Toten schreist und alle Höllen in dir aufbrechen und du um Rache für einen Peitschenhieb brüllst, der noch heute in deiner Seele nicht vernarbt ist."

Eberstein preßt die Zähne aufeinander, daß es knirscht. Seine Backenknochen treten mit unheimlicher Deutlichkeit hervor.

„Das weißt du — also?" zermahlt er die Worte und klammert die Hände um die Tischkante.

„So ungefähr!"

„So, so — so, so —" Und brüllt dann auf: „Nichts weißt du! Ein Schubiack bist du, mein Sohn! Ein Spionierer! Ein — äh —"

Mit bebender Hand greift er nach dem vollen Weinglas und gießt es in einem Zuge hinunter. Als er es hinstellen will, entfällt es ihm und zerschellt an der Erde. Er stampft mit dem Stiefel auf die Scherben.

„Einen Dreck, einen Dreck — einen Dreck!" schreit er dabei und stemmt sich am Tischrand hoch.

Auch Ferdinand ist aufgeschnellt. Seine Augen flackern.

„Entschuldige", murmelt er, „ich habe natürlich nichts gesagt. Es war Dummheit."

Er dreht sich kurz um und geht über den Hof. In den Wald hinein.

„Halt — halt!" ruft Eberstein heiser hinter ihm her, fuchtelt mit dem Arm durch die Luft und fällt dann schwer auf seinen Stuhl zurück. Rasch erst ein Glas Wein runtergekippt. So. Das beruhigt. Tut gut. Was hat der grüne Bengel da alles bloß gefaselt?

„Einen Dreck", murmelt Eberstein mit zuckenden Lippen. „Soll sich vorsehen, der Junge. Sehr vorsehen. Verlohte Leidenschaften? Nach Toten schreien? Hehe. Hehehe. Peitschenhieb? Verdammter Hund! Wirst mich nicht los hier, hohoho! Wir bleiben beide hier — bei Ulla — haha. Prost! Blöder Esel, der Ferdinand. Idiot."

Die Worte und Gedanken stolpern ihm durcheinander. Er haut auf die Akten.

„Das ist alles Quatsch. Aber der Wein hier — der ist gut. Gute Ware. Wie Opium. Sanft und süffig."

Er erhebt sich schwerfällig und nimmt die angebrochene Flasche unter den Arm.

„Die Ebersteins sind noch niemals ausgerückt, mein Junge. Auch nicht vor Gespenstern. Hohoho — wär' ja gelacht. Auch nicht vor — Gespenstern, mein dummer, vorlauter Junge."

Er geht schnurstracks zum Haus hinüber. —

*

‚Ja, es war doch eine Dummheit, davon anzufangen', denkt Ferdinand, als er den Fußpfad durchs Gehölz dahingeht. ‚Warum hab' ich das Maul nicht halten können? Was geht mich seine Sauferei an?'

Es genügte doch, ihm einfach zu sagen: Ich möchte weg von hier. Fertig!

Und das allerdings ist nun sein Ernst.

Es ist schon etwas in ihn hineingekommen seit jenem Tage, da er den Leutnant von Götsch auf einer kleinen Waldlichtung hat fallen sehen. Auch er hat Zeit gehabt seit jenem Tage, sich allerlei Gedanken hinzugeben. Der Götsch hat danebengeschossen — ja —, weil er ein verdammt anständiger Kerl war. Weil er sah, daß er, der wilde Ferdinand, mit zitternder, unsicherer Hand dastand. Verflucht an-

ständig war das. Und er hat das instinktmäßig gemerkt — und sich zusammengerissen und sehr gut gezielt. Das war — man kann das ganz getrost zugeben — eine ausgemachte Schweinerei. Ein Zufall, daß es kein Mord wurde.

Na ja.

Man ist darüber hinweg. So nach außen hin. Als er neulich in der Stadt war, ist der Oberleutnant Wedel an ihm vorbeigegangen — er hat ihn nicht gesehen. Er hatte gerade ganz schnell die neuesten Moden in einem Schaufenster sehr intensiv zu betrachten.

Na ja. Man kennt das. Man wird ja natürlich auch ohne den Gruß eines Oberleutnants auskommen können.

Ach — pfui Deibel! Es ist nicht bloß das. Es ist da was aufgerührt in ihm von dieser ganzen Geschichte. Er kennt sich nur zu gut, er weiß, welches schlimme Erbteil er vom Vater mit ins Leben bekommen hat. Verfluchter Jähzorn! Und was ihm da vorhin an hitzigen Worten über die Lippen geflogen ist — es kam wohl wirklich aus einem dumpfen Angstgefühl heraus, das in seiner wilden Seele aufgebrochen ist.

Er ist wahrhaftig kein Paulus geworden. Nichts da von plötzlich entdecktem Edelsinn. Aber er hat sehr klare und nachdenksame Stunden in den letzten Wochen gehabt, und er hat gespürt: Es ist viel Feindschaft um ihn. Die Lenel ist ihm verloren. Der Götsch wird nicht locker lassen. Bleibt er selber noch lange hier, so ist es schon leicht möglich, daß auch er in einen Haß hineinrennt wie der Vater und nicht mehr davon loskommt.

Dann gnade ihm Gott!

Nein — er spürt, es ist besser, wenn er zeitig von hier verschwindet. Mag der Vater auch dagegen sein.

Man wird sich das alles ja noch gemeinsam in einer ruhigen Stunde überlegen. Und es wird ja auch noch eine Weile vergehen, ehe ihm ein anderes Revier zugeteilt werden kann.

Aber kommen wird es einmal. Die Gegend hier ist ihm verleidet.

Er bleibt am Rande des dunklen Hochwaldes stehen und wirft einen Blick zurück nach unten, zu den Mähwiesen und den Feldern dazwischen. Grün hängen die Wiesen an den Talfluchten, zwischen den kleinen Häusern und dem Waldrand, steigen hier und da wieder zu einer Hügelkuppe hinan, die von hellgrünen Lärchen gekrönt werden. Dahinter wuchten sich wieder Felsbrüche empor wie gigantische Monumente der Natur, und groß und weit und einsam stehen die Wälder.

‚Da drinnen irgendwo gibt es auch Dörfer, wo man leben kann', denkt Ferdinand. ‚Da gibt es andere Mädels. Da gibt es vielleicht ruhigere Nächte als zu Hause, wenn der Alte mit zuschanden getriebenen Gäulen in den Hof rasselt.

Langsam steigt er weiter. —

Zehntes Kapitel

Es ist richtig Herbst geworden mit bunten, langsam fallenden Blättern an den Bäumen. Die Morgensonne hat keinen rechten Glanz mehr, sie kriegt erst um die Mittagsstunde wieder etwas Wärme. Um diese Zeit ist es, daß Hans von Götsch seit langem wieder Dienst macht. Die Genesung hat sich hingezogen. Dann folgten vier Wochen Festung für die Schießerei, die ein guter Nachurlaub waren. Und nun hat er einen ordentlichen Heißhunger, wieder vor seinen Leuten zu stehen und sie nach allen Regeln der militärischen Kunst zu drillen. Er hat doch wirklich ein paar Pfund zugenommen, die müssen schleunigst wieder runter.

Mit Vorliebe ist er daher bei den Turnstunden dabei, die er besonders kontrolliert. Nicht gerade zum Vergnügen des Oberjägers Struppke. Er ist schon ein bißchen bequem geworden, der Gute, und zieht Freiübungen den Geräteübungen entschieden vor. Götsch ist in seinem Element.

Schmunzelnd mustert er an einem kühlen Herbstmorgen seine Jäger, die da in zwei Gliedern am Rande des Kasernenhofes, Nase gerade aus, vor ihm stehen. Na, erst mal ein paar Freiübungen, damit die Leute warm werden. „Sie klappen fürchterlich!" erklärt Götsch. „Die reine Knüppelgarde! Krause, wenn man Sie so mit den Armen rumfuchteln sieht, möchte man glauben, Sie wär'n ein Fassadenkletterer! So was von Schlappheit! Ja, ja, wenn der Herr Leutnant mal 'n paar Wochen nich da is, gleich erholt sich die ganze Kompanie mit allen Chargierten."

Krause hat also für die nächsten Minuten nichts zu lachen. Auch Kamerad Wehmeyer, Struppkes Schmerzenskind, schnappt nach kurzer Zeit schon nach Luft und läuft blau an. Struppke grinst:

„Karpfen blau!"

Es bleibt also nichts anderes übrig, wie Götsch meint, als einen netten, kleinen Dauerlauf einzulegen, damit die „alten Knochen in Schwung kommen".

Und danach geht's an die Geräte.

Für Krause sind das „Todesjeräte, an denen man sich reineweg die Beine brechen kann", wie er seinem Nachbar verrät. Gott sei Dank sind nicht alle dieser Meinung, manche sind dabei, die allerlei in dieser Beziehung auf „dem Kasten"



Achtungsvoll sehen die Rekruten zu und staunen.

haben. Das sind Götschs Lieblinge. Mit denen turnt er nun eine ganze Weile um die Wette. Achtungsvoll sehen die Rekruten zu und staunen. Denn ihr Leutnant macht ihnen da wirklich allerhand vor.

Der wirbelt jetzt am Reck nur so herum, als wäre er Akrobat und hätte überhaupt kein Gewicht. Wie Federn sind seine Gelenke. In tadelloser Haltung exerziert er Kippe und Welle, der Körper saust um die Stange, spannt sich und flitzt elegant herunter. Gleich ist er wieder oben, schwingt an und saust in der Riesenwelle herum, einmal, zweimal, zehnmal, steht dann mit gestreckten Armen kerzengerade auf der Stange, dann stoßen die Beine, sich kurz anziehend, abwärts, und leicht wie eine Feder springt der Körper gegen die Erde, geht wunderschön in die Kniebeuge und steht. Danach macht er noch ein paar Übungen an Bock und Pferd, Spreize, Hocke, Wende und Flanke, daß die Kniegelenke nur so knacken, und lacht seine Kerls an.

„Das sind so die richtigen Herbst- und Winterübungen, Herrschaften. Immer probieren, immer feste ran! Gelenkigkeit und Courage muß ein Jäger haben. Wir sind hier nicht beim Train." Und an die Rekruten gewendet: „Sie wollen doch auch noch richtig skilaufen lernen, wie? Der Winter steht vor der Tür. Struppke, notieren Sie sich mal: das nächstemal Trockenkurs anfangen. Alles vorbereiten. Die alten, gewiegten Läufer müssen da den Neuen die ersten Schritte so bei klein schon beibringen."

„Jawoll, Herr Leutnant!" tönt's begeistert aus den Reihen.

Unwillkürlich gehen die Blicke über die Kasernendächer hinweg in die Ferne, wo die Silhouette der Berge silbrig im kühlen Herbstsonnenglanze winkt. Da ganz oben wird in einem Monat schon Schnee liegen. Und ein paar Wochen später wird er bis ins Tal reichen. Dann gibt's da oben die herrlichen Winterübungen der Skitrupps, zwischen den verschneiten Tannen, die brausenden, sausenden, schwirrenden Patrouillenläufe die Hänge herab, durch die Wälder. Glücklich, wer da mitmachen darf. Der Leutnant Götsch ist natürlich einer der besten Läufer, der kennt ja die Berge von Kindheit an.

„Na, dann also weiter. Und nu mal die Knochen zusammengerissen."

Und das Turnen geht weiter.

*

Aber noch ist Herbst.

Manchmal braust schon der Sturmwind durch die Bergwälder, daß nächtens ein dumpfes Brausen bergher in die Täler dringt. Die Wildbäche führen mehr Wasser als sonst mit sich und stürzen zischender über das Steinaeröll. Die Birken und Eichen zwischen dem Tannengrün stehen goldgolden und rostrot an den Hängen als bunte Farbentupfen in den Bergen. Was die Sonne an goldenen Lichtern nicht mehr hergeben will, das malt das Laub nun selbst in die Landschaft.

Auf den Kuhweiden bimmeln die Glöckchen nur noch selten, nur dann, wenn es die Sonne an manchen Tagen noch auf Stunden sehr freundlich meint. Sonst steht das Vieh in den dunstigen, warmen Ställen und döst an den Krippen. Es ist nichts mehr mit dem unermüdlichen Grasrupfen von morgens bis in den späten Abend hinein.

(Fortsetzung folgt)

Der Sänger

Heitere Skizze von Ludwig Finckh

Beim Doktor ist der Hangartner aufgezogen, der Säger. Zehn Ster Holz stehen auf dem Hof, in Scheiterbeugen, um in kürzester Frist zersägt zu werden.

Das ist eine Errungenschaft. Früher mußte man's von Hand machen, wochenlang knirschte die Säge überm Bock. Jetzt ist's in zwei Stunden gerichtet.

Zwar wohnt der Hangartner in Wangen, eine Stunde entfernt, und man muß oft warten, bis er ins Dorf kommt. Aber dann geht's der Reihe nach. Die Maschine rasselt, wird an den Strom angeschlossen, und ritsch-ratsch-surr ist das Holz geschnitten. Es läuft wie in Butter. Drei Mann sind am Werk, einer holt das Scheit, der andere hält's hin, der dritte wirft's fort. Wie ein Lied ist's, ein Kanon, der ineinander greift.

So auch heute. Doch mit einem Mal steht das Sägblatt still. Gibt keinen Laut. Tut keinen Ruck.

Was ist da wieder los?

Der Sternkreuzjakramentsmotor hat Mucken.

Der Säger versucht's von vorn und von hinten; er dreht und bläst. Hilft nichts. Der Motor streikt.

Teufel! Und gerad jetzt, wo die Arbeit auf die Nägel brennt; jede Minute einen halben Taler. Er versteht auch etwas von Motoren, aber der ist schon der verrückteste, den er je gehabt hat. Launisch wie ein altes Weib...

Es bleibt nichts übrig, der Hangartner muß den Tag draufgeben. Er spannt den Gaul vom Badischen Hof davor und fährt nach Radolfzell in die Werkstatt.

Der Motorputzer sieht nach und schüttelt den Kopf. Dann schließt er an, der Motor läuft! Wie geschmiert.

So geht's. Und wenn er wieder nach Hause kommt und will's laufen lassen, so tut's nicht mehr. —

Es gibt in der Zimmerischen Chronik etliche Geschichten von den Gaienhofern, lustige Schalksstreiche, sind schon vierhundert Jahr alt und noch wie neu. Vor Jahren sind ein paar umgelaufen in den Zeitungen, und der Gemeinderat hat scheel gesehen „Da hat uns der Doktor wieder bös verschwätzt. Der kann auch nichts als schlechte Witze machen über uns."

Das kam dem Mann zu Ohren; er ließ sich so eine Zeitung geben. Dann übersandte er dem Gemeinderat die Zimmerische Chronik von 1563, er möge einmal nachlesen dort auf Seite 197. Diesmal sei er unschuldig. Dort stünden die Streiche von Gaienhofen. —

Der Hangartner war nicht von da, sondern von Wangen. Also ruft er, ehe er zurückfährt, erst im Ort an und verkündet's: „Kommet nur! — Darum hättet Ihr nicht nach Radolfzell fahren müssen; er würd' auch hier wieder gelaufen haben. Bei uns hätt man den Strom abgestellt auf eine halbe Stund' da hat er freilich nicht laufen können, Euer Motor!"

Himmel, hat der Hangartner geflucht!

Drei Alpengebirge in Deutschland

Von Dr. R. H. Francé

Große Weltreisende haben von den Alpen mit Recht gesagt, daß sie das schönste Gebirge der Erde seien. Man meinte damit, daß in gar keinem Hochgebirge der Erde auf dem gleichen Raum eine solche Mannigfaltigkeit von Landschaften vorhanden sei wie in dem Gebiet von der Westgrenze der Schweiz bis zum Wiener Schneeberg und dem bayerischen Hochland bis zu den oberitalienischen Seen. Wohl gibt es zahllose höhere Berge als den Montblanc, das Matterhorn und die Jungfrau, aber in den drei Weltteilen, die dafür in Frage kommen, ist jeder der Bergriesen ein so ungeheurer Koloß, daß sich auf stundenweitem Weg für seine Ersteiger das Naturbild kaum ändert, während jeder Alpenkenner weiß, daß namentlich in den deutschen Alpen alle Viertelstunden ein Bildwechsel von oft schroffester Art das Auge entzückt. Auf einer fünfstündigen Bergbesteigung sieht man in den Alpen mehr Verschiedenartigkeit der Natur — tiefe Täler, Schluchten, Wasserfälle, rauschende Bäche, Hochwald, Wetterbäume, Blumenwiesen, Felswände, Alpenmatten, Gipfelbilder, Bergfernen — als in ebensovielen Tagen, wenn man in den Anden, im Himalaja oder im afrikanischen Hochgebirge reist.

Woher rührt nur diese reiche Mannigfaltigkeit? fragt man sich. Und sie hat auch ihre besondere Ursache. Eine tief verborgene, unerwartete, an die man nie gedacht hätte.

Die Alpen enthalten darum so viele verschiedene Naturbilder, sie sind deswegen so einzigartig durchgebildet, weil es nicht ein, sondern drei Alpengebirge über- und durcheinander gibt, gewissermaßen drei verschiedene Naturen, die sich gegenseitig durchdringen.

Die Erdgeschichte hat uns das in ihren Zeugnissen aufbewahrt, und es ist angesichts der Gesteine und Versteinerungen, die dafür sprechen, an diesen Tatsachen nicht zu zweifeln.

Die Alpen von heute sind kein vollständiges Gebirge mehr, sondern nur eine Gebirgsruine. Kaum mehr die Hälfte von dem steht noch, was einst von den weltenschöpfenden Mächten errichtet wurde. In der jüngsten Periode der Erdgeschichte allein haben die in Europa so reichlichen Niederschläge und unser kaltes Klima, das schon in 2000 Meter Höhe jeden Berg neun Monate lang mit Frost und Winterstürmen zermürbt, genügt, um aus einem Alpengebirge von etwa 10000 Meter Höhe das heutige zu schaffen, dessen ragendster Gipfel sich noch nicht zu 5000 Meter erhebt, dessen Durchschnittsgipfel in der ganzen Hälfte des Gebirges nur selten die Höhe von 3000 Metern erreichen. Eine besonders starke Zerstörung ist durch die wiederholten Eiszeiten erfolgt, die in der Frühzeit des Menschengeschlechtes zwar überall die Gipfel schlank und steil herausmodellierten, indem sie die Kare und Täler eintieften, die aber auch unermeßliche Mengen von Schutt gebildet haben. So große, daß in Bayern ein länderweiter Schuttkegel entstand, nämlich jener, auf dem München und Augsburg stehen und der als eine einzige Geröllmasse, heute freilich übergrünt und fruchtbar geworden, bis zur Donau reicht. Wo aber diese „Eisverjüngung" nicht wirksam war, da sieht man es den Bergen an, daß sie überaltert und reif geworden sind. Der ganze Ostteil der Alpen, etwa vom Salzkammergut östlich, hat nurmehr die runden sanften